

Bücher, die ihm der junge Verfasser zuschickt, mag er nicht einmal lesen, er ist fertig mit ihm.

Diesen Fall Plessing muss man nachdenklich betrachten, wenn man Goethe verstehen und seine Absichten mit den Kleinen einsehen will. Welche Güte! Er reist zu einem fremden Menschen hin, der ihm doch nichts geben kann, und ist bereit, ihm zu helfen. Er will sich um ihn bemühen, wie er sich um Voss und Eckermann bemüht hat. Hätte er an dem Jüngling einen guten Willen und jene Sehnsucht nach dem Schönen gefunden, so hätte er ihn in seine Welt geführt und nicht abgelassen, ihn sanft gewaltsam mit sich zu ziehen. Aber als er ihn trotzig und von unreinem Wesen findet, wendet er sich von ihm ab. Das hat er nicht ertragen können; „Leidenschaft, Verworrenheit, dumpfes Treiben“ hat er gefasst. Dieser Plessing ist gewiss „interessanter“ als der bedächtige Eckermann und der schwere Voss gewesen. Aber Goethe hat von den „interessanten“ Menschen nichts gehalten. Man erinnere sich, wie er Kleist liegen ließ, weil er unrein und ohne Ordnung war, und man lese nach, was er über Tycho de Brahe geschrieben hat: „Einen von den beschränkten Köpfen, die sich mit der Natur gewissermaßen im Widerspruch fühlen und deswegen das complicirte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und sich am Irrthum freuen, weil er ihnen Gelegenheit gibt, ihren Scharfsinn zu zeigen.“ Mit der Natur entzweite Menschen hat er nicht ausstehen können. Helle, klare Wesen wollte er bei sich haben. Diese hat er, wie unkräftig und gering sie waren, auf das innigste gehegt. Er hat eben nicht auf das Einzelne gesehen, sondern dem Ganzen dienen wollen. Er wollte eine Cultur um sich schaffen; das scheint ihm sogar wichtiger gewesen zu sein als seine Schauspiele oder Verse, sonst hätte er von diesen nicht oft so merkwürdig gelassen gesprochen. Das Werk hat ihm nicht viel gegolten, aber er hat getrachtet, Menschen zu bilden, die seinen Geist aufbewahren könnten. Was würde denn die That des Größten vermögen, wenn sich nicht ihr Sinn, ihr Wesen den Anderen mittheilen, unter ihnen fortwirken und bei ihnen bleiben kann? Deswegen hat er die Kleinen so geliebt, weil sie Träger und Leiter von Cultur sind.

Er hat einmal an die Stollberg geschrieben: „Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichlichen Zeit.“ Das ist ihm das Wichtige gewesen: das Ewige soll den Menschen jeden Augenblick gegenwärtig bleiben. Er wünschte, daß immer das Schöne auf Erden geschehen soll, und wenn die gewöhnlichen Leute ihren Berrichtungen nachgehen, soll es doch im Licht der Ewigkeit sein. Das nennen wir Cultur. Aber wie können wir sie zu den Menschen bringen? Im tiefen Walde stehen die großen Künstler als herrliche Brunnen der Ewigkeit da; es ist schön, wie sie brausen und sprudeln, aber die Quellen fallen zur Erde hin und verzinnen. Wir möchten sie in treuen Gefäßen, Eimern oder Röhren auffangen und bewahren, damit dann die armen Leute herbeikommen und sich zum Segen ansprützen können. Stehen solche Becken oder Vasen der Schönheit im Lande, dann kann das Volk hingehen und sich sein Labfal schöpfen. Als solche Vasen hat Goethe die Kleinen hinstellen wollen. Die thörichteren Menschen des bloßen Verstandes können das nicht verstehen. Sie lachen ihn aus, daß er sich mit Kleinen umgeben hat, und begreifen nicht, daß er sie brauchte, um durch sie in die Nation zu rinnen.

Was Goethe damals in Weimar wollte und was später edlen Tübinnen in Berlin gelang, das möchten wir jetzt in Oesterreich versuchen. Vielleicht geht es noch nicht; es kann sein, daß die Zeit noch nicht gekommen ist. Nun, dann werden wir doch in einem schönen Wahn gelebt haben. Wir möchten, daß unsere Nachkommen eine österreichische Cultur vorfinden sollen. Darum fragen wir in den guten Zeiten der Menschheit nach, hören ihre Thaten und Werke an und wollen aufnehmen, was jemals groß gewesen ist. Seine Gefäße wollen wir sein, das Volk soll aus uns schöpfen können. Größer können wir uns nicht machen, als wir sind, aber verzagen wir nicht: in unserer Noth können die Kleinen, sich redlich bemühend, Wunder wirken.

Hermann Vahr.

Concerte.

Die Philharmoniker begannen ihre diesjährige Concertsaison mit der Klage um einen großen Todten, mit dem erhabenen Gesange des Adagio der siebenten Symphonie Bruckners, einem edlen, erhabenen Trauerliede, wie der verblichene Meister es zuweilen anzustimmen mußte. Das Werk selbst gibt Freund und Feind seiner Kunst Gelegenheit genug, für die Berechtigung ihrer Meinungen beweisende Beispiele anzuführen; so sprunghaft und wechselvoll ist die Stimmung des Componisten und die Durchführung der aus seiner fiebernden Phantasie entsprungenen musikalischen Gedanken. Nach meinem Geschmack verdienen die beiden Mittelsätze den Vorzug, während der erste und letzte Satz, allen Schulregeln förmlich zum Trotz geschrieben, den Vorwurf der mangelnden musikalischen Logik geradezu herausfordern. Indes braucht kein Componist diesen Vorwurf zu ernst zu nehmen, denn er ist seinerzeit allen großen Künstlern gemacht worden, von Bach bis Wagner, und hat noch keinem geschadet. Logisch ist in der Musik nicht das, was die Theorie vorschreibt, sondern was der Componist schreibt, vorausgesetzt, daß es dauernd und

überall gefällt und daß es von seinen Nachfolgern acceptiert wird. Ob Bruckner, dem Symphoniker, diese Nachfolge beschieden ist, ob die Symphonie in Zukunft wirklich eine ähnliche Gestalt annehmen wird, wie bei ihm, darüber muß die Zukunft entscheiden. Vorläufig fürchte ich, daß der Anerkennung seiner Kunst auch später die seltsame Verbindung der disparatesten Richtungen — der romantischen und der kirchlichen — schaden wird. Freilich fängt jeder Componist mit einer Vereinigung verschiedener Stilgattungen an, aber Bruckner hat damit kaum je aufgehört. Die Symphonie überhaupt ist, so scheint es, in einem Uebergangsstadium begriffen, in dem die alte Form schon zu verbraucht, die neue aber noch nicht gefunden ist. Daß die Bildung einer solchen im Werke ist, beweisen nicht nur die barocken Einfälle Bruckners, sondern auch die seltsamen Sprünge und Experimente aller neueren Symphoniker sowie die Trockenheit jener Künstler, welche die alte Form noch immer mit der alten Strenge einhalten. Die Instrumentalmusik wartet vorläufig noch auf das bahnbrechende Genie, welches die moderne Formlosigkeit durch eine neue Form ersetzen wird.

Es gibt freilich auch Beispiele in der Musikgeschichte, bei denen eine Vermischung zweier Stilgattungen für den Moment wenigstens einen größeren Erfolg sicherte. Dazu zähle ich zumtheil auch die Dratorien Mendelssohns. Das Publicum, für das er schrieb, war für die verwickelte Stimmführung, für die herben und harten Harmonien Bachs, mit denen er es bekannt machen wollte, eigentlich noch nicht reif. Aber Mendelssohn machte ihm die bittere Kost mundgerecht, indem er den polyphonen Stil des alten Meisters mit der süßlichen, weichen Melodik der Italiener verband, für die damals alle Welt schwärmte. Der Versuch gelang glänzend, aber heute kann ich bei diesen Dratorien den Gedanken doch nicht verwiden, daß sie im wesentlichen ein Compromiß, eine Imitation sind: eine prächtige und wohlklingende zwar, aber doch mehr eine Schöpfung aus zweiter Hand. Für unsere Zeit haben sie den alten Glanz zwar keineswegs verloren und werden ihn auch nicht verlieren, aber sie scheinen doch etwas matter als ehedem. An dankbaren Nummern, besonders für die Solopartien, ist das Werk reich, und wenn diese so gut besetzt sind, wie bei der letzten Aufführung im Gesellschaftsconcerte, so wird die nachhaltige Wirkung auf das große Publicum auch nicht ausbleiben. Die Hauptpartie des Elias wurde von Herrn Messchaert, wie nicht anders zu erwarten war, glänzend durchgeführt. Seine Vielseitigkeit hat er schon in seinem eigenen Concert abermals glänzend bewiesen. Die düsteren, schwermüthigen Klänge in „Kriegers Abschied“, „Der Doppelgänger“, „Der Atlas“ gelangen ihm nicht minder, als das leichte Parlando der Löwe'schen Balladen, die zart intoniert und meisterhaft gesprochen, sich nur bei so vollendeter künstlerischer Darstellung ihre Stellung neben dem tieferen musikalischen Gehalt der Lieder von Schubert und Brahms behaupten konnten. Es fiel mir auf, daß Herr Messchaert's Stimme im kleinen Saal nicht so gut klang wie im großen, aber mehr als die Stimme selbst erregte die Art Bewunderung, wie er sie gebraucht und was er bei völliger Anspruchslosigkeit und ohne die geringste Effecthascherei daraus zu machen versteht. Würdevoll, wie die Stimme eines Propheten, ertönten seine recitativischen Rufe zum Volke und bei der berühmten Arie „Ist nicht des Herrn Wort . . . wie ein Hammer, der Felsen zerschlägt?“ klang es durch den Saal wie das Dröhnen wahrhaftiger Hammerschläge, denen zum Schluß der laute Applaus des Publicums und der Mitwirkenden das entsprechende Echo verlieh. Neben ihm erschien Fr. Walker als Vertreterin der Altpartie. Wir kennen die junge Dame von der Oper als musikalisch sichere Sängerin mit wohlklingender, sonorer Altstimme von echtem Altcharakter, die nicht bloß ein herabgedrückter Sopran ist. Ihre in der Oper weniger willkommene epische Ruhe kam ihr beim Concertvortrag sehr zustatten, und es war uns eine freudige Ueberraschung, sie nun auch als eminente Concertsängerin kennen zu lernen, die mit ihrem geschmackvollen Vortrag und ihren prächtigen Mitteln der Gesellschaft der Musikfreunde wahrscheinlich noch viele gute Dienste leisten wird.

Neben diesen beiden Künstlern hatte Frau Baronin Bach von vornherein einen schweren Stand. Daß sie ihren Platz sehr ehrenvoll behauptete, ist ein umso schwerwiegenderer Beweis für die erfolgreiche Durchführung ihrer Aufgabe und günstige Aufnahme ihrer Leistung. Ihr mehr in der Höhe als in der Mittellage ansprechender Sopran verliert auch im stärksten Forte nicht den weichen, vollen Klang, der wiederholt über dem Ensemble siegreich dominierte. Die stets reine Intonation und die vollkommene Beherrschung des Partes, die auch den beiden anderen Künstlern eigen war, ergab bei dem theilweisen Zusammenwirken derselben immer einen prächtigen Eindruck. Man vergaß bei Frau Baronin Bach ganz, daß man es, wenn ich recht unterrichtet bin, nicht mit einer Berufsjägerin zu thun hatte; sie bewegte sich so gewandt zwischen den beiden berufsmäßigen Vertretern des Faches wie auf einem altgewohnten, ihr völlig vertrauten Gebiete. Ihr gegenüber erschien fast Herr Grahl mehr als Novize, obgleich er es nicht ist und trotz des etwas steifen Vortrages doch auch die Anerkennung des Publicums errang.

Der Chor des Singvereines erschien seiner Aufgabe wohl gewachsen, wie das bei im allgemeinen so musikalischen Mitgliedern nicht anders zu erwarten war. Aber das sehr auffallende Mißverhältnis der Stimmen fängt doch an, den Eindruck zu beeinträchtigen. Würden die